

Die Wende: ihre Bedingungen und ihr Preis

Referat von Bischof Karl Lehmann bei der Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz

Zum Auftakt der diesjährigen Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz (vgl. ds. Heft, S. 507) hielt der Konferenzvorsitzende ein Referat, das eine grundlegende und differenzierte Standortbestimmung des vereinigten Deutschlands in Europa bietet. Bischof Lehmann warnt darin vor rückwärtsgewandten Vorstellungen von einer „Rechristianisierung“ des säkularisierten Europa und ruft zur nüchternen Auseinandersetzung mit Vorteilen und Nachtseiten der modernen Gesellschaft auf. Wir dokumentieren das Referat im Wortlaut; die Zwischenüberschriften sind von der Redaktion.

I. Die Revolution der Freiheit und der Beitrag der Kirchen

Unsere Gegenwart ist gerade im Blick auf das vergangene Jahr blitzschnell in den Ereignissen und den Wandlungen. Bei der Weihe unseres Mitbruders Georg Sterzinsky zum Bischof von Berlin am 9. September 1989 spürte man überall ein Knistern in der Luft, aber niemand wagte eine Prognose, in welcher Richtung die Wandlungen gehen werden. Auch die evangelischen Kirchenführer, die ich traf, bangten, welche Früchte der hohe Einsatz ihrer Kirchen zeitigen werde. Am 11. September ließ die ungarische Regierung die DDR-Bürger nach Österreich ausreisen. Am 12. September wird die Bürgerbewegung „Demokratie jetzt“ gegründet. Als wir wenig später unsere Herbst-Vollversammlung in Fulda abhielten, standen wir wie viele zwischen Angst und Hoffnung. Am 7. Oktober feierte die DDR ihren 40. Jahrestag. Bei Protestdemonstrationen kommt es zu brutalen Übergriffen der Polizei und zu vielen Festnahmen. Rasch folgen die wichtigsten Ereignisse: am 9. Oktober geht in Leipzig eine große Demonstration mit 70 000 Menschen ohne den Einsatz der Staatsmacht zu Ende. Am 18. Oktober stürzt Erich Honecker und verliert alle Ämter. Am 4. November demonstriert eine Million von Bürgern in Berlin für demokratische Reformen. DDR-Regierung und Politbüro der SED treten zurück. Am 9. November werden die Berliner Mauer und die Grenzen zur Bundesrepublik Deutschland geöffnet.

Manchmal sehnen sich die Menschen und möchten dabei sein, wenn Geschichte gemacht wird. Hier haben wir es mit einer inneren Dramatik ohnegleichen erlebt, ohne vielleicht immer das Gewicht dessen zu erassen, was vor unseren Augen geschehen ist. 1989 wird jedenfalls ein unvergeßliches Jahr bleiben. Sechs Völker der östlichen Hälfte Europas gingen den Weg der Revolution zur Freiheit. In fünf Staaten gelang dieser historisch beispiellose Befreiungsprozeß gewaltfrei: in Ungarn, Polen, der

DDR, der Tschechoslowakei, Bulgarien. In Rumänien siegte zwar die Revolution, aber die Gegenwehr des Diktators forderte einen hohen Blutzoll. Obgleich die Menschen in Rumänien am meisten leiden mußten, konnten sie bis heute nicht genügend die Früchte ihres Eintretens für die Freiheit ernten. Ohne die Duldung der sowjetischen Führung, besonders von Generalsekretär Michail Gorbatschow, wäre dies alles nicht möglich gewesen. Vergessen wir nicht, wie zur selben Zeit der Versuch einer gewaltfreien Revolution in China scheiterte und bis heute viele Opfer kostete.

Im Herbst 1989 vollzog sich in wenigen Wochen, worauf die Menschen diesseits und jenseits der Mauer jahrzehntelang warteten. Zwar gab es viele offizielle Begegnungen und Verhandlungsergebnisse zwischen den beiden deutschen Staaten, aber eine Verbesserung der deutsch-deutschen Beziehungen scheiterte immer wieder an fehlenden Reformen in der DDR: größere Freiheitsspielräume für die Menschen, Überwindung von Unterdrückung und Willkür, Verwirklichung von Presse- und Meinungsfreiheit, wirklich geheime Wahlen, Gewährung unbeschränkter Reisemöglichkeiten. Die Entwicklung von Glasnost und Perestrojka in der Sowjetunion ab 1985, die Ernennung Gorbatschows zum Generalsekretär der KPdSU, schuf langsam die Überzeugung, daß diese Erwartungen nicht ewige Zukunftsmusik bleiben mußten, sondern stärkte die Hoffnung, daß es auch über kurz oder lang zu Reformen in der DDR kommen werde.

Lassen wir nochmals – wenigstens in Stichworten – die stille Revolution in unserem Land passieren und erinnern wir uns der wichtigsten Stationen im Befreiungsprozeß: Brechung des Monopolanspruchs der SED, Lösung der sogenannten Blockparteien von der Bevormundung durch die tragende Staatspartei, die Gründung eigener demokratischer Parteien, die Herausbildung und immer größere Anerkennung der Reformbewegungen, die Schaffung der Bürgerkomitees zur Auflösung des Staatssicherheitsdienstes, Ausarbeitung einer neuen Verfassung, Befreiung der Wirtschaft von den Fesseln einer bürokratischen Planwirtschaft, Emanzipation der Schulen und Hochschulen von ihrer einseitigen Ausrichtung, beginnende Aufarbeitung der DDR-Geschichte, erste freie Wahlen zur DDR-Volkskammer.

In unserem Land war die stille Revolution in hohem Maße eine Sache des Volkes. In unseren Nachbarländern waren Vertreter einer wirklichen geistigen Elite, die die Menschen aus allen Schichten – zumal auch die Arbeiter – begeistern konnten, die Vorkämpfer für die Freiheit, allen voran der heutige tschechoslowakische Staatspräsident

Václav Havel, der kurze Zeit davor noch seinen kämpferischen und vorbildlichen Mut mit einem Aufenthalt im Gefängnis bezahlen mußte. Wir wollen aber auch die Gründerväter, Führungskräfte und Mitglieder der polnischen Gewerkschaft „Solidarität“ um *Lech Wałęsa* und viele Anhänger aus literarischen und wissenschaftlichen Zirkeln nicht vergessen, die ihren unaufhörlichen Schrei nach Freiheit und Demokratie mit der Internierung büßen mußten. Den meisten Schriftstellern, Künstlern und Wissenschaftlern in der DDR hat der Befreiungsprozeß des Volkes freilich geradezu die Sprache verschlagen. Viele tapfere Kämpfer hatten schon früher die DDR verlassen oder wurden ausgebürgert. So werden die Losungen des Volkes zu den Faktoren zählen, die in unserem Land am stärksten Unfreiheit und Terror gebrochen haben: „Wir sind das Volk“, „Stasi in die Produktion“, „Reisepässe für alle – Laufpaß für die SED“, „Sägt die Bonzen ab, nicht die Bäume“.

Dieser Aufbruch ist zugleich eine Geschichte voller Gefahren und auch menschlicher Tragödien. Vielleicht werden wir erst einmal später erfahren, an welchen seidenen Fäden das Gelingen der stillen Revolution hing. Männer der alten Garde, die blitzschnell die Wende für sich auszunützen versuchten und denen auch ein anfänglicher Erfolg beschieden war, stürzten sehr bald. Viele, die wenigstens auf den Trittbrettern des rasch fahrenden Zugs der Geschichte in eine neue Zeit hinübereilen wollten, holte die eigene Vergangenheit ein. Gewiß waren dabei auch solche, die in echter Weise umkehrbereit waren. Es gab dabei auch Opfer zwielichtiger Anschuldigungen, die im Moment nicht verlässlich aufgeklärt werden konnten. Dies alles ist ein Vorgeschmack jener Aufarbeitung einer Vergangenheit, die uns noch lange beschäftigen wird. Diesmal dürfen wir sie nicht aufschieben und vernebeln. Hoffentlich haben wir aber auch aus so gut gemeinten und schließlich doch gescheiterten Unternehmungen wie „Entnazifizierung“ genügend viel gelernt, um die richtigen Wege einzuschlagen.

Erinnerung tut not, und zwar schon nach kurzer Zeit. Was hat im Kern die Menschen bewegt? Die Menschen haben erkannt, daß eine Ordnung der Gesellschaft und ein menschenwürdiges Leben ohne Freiheit nicht gelingt und auch letztlich – sogar über vier Jahrzehnte hinweg – ohne Erfolgsaussichten ist. Es ist ein großer Sieg dieser unauslöschlichen Sehnsucht nach Freiheit und nach der mit ihr eng verbundenen Menschenwürde über Angst und Unterdrückung, Willkür und Lüge.

Wie war dieser entschlossene Bewußtseinswandel in so kurzer Zeit und auf so breiter Front in so vielen Ländern möglich? Die Bewußtseinslage in Ost und West war dazu trotz des erstaunlichen Mutes einzelner nicht ohne weiteres imstande. Resignation und Passivität beherrschten hüben und drüben die meisten. Auch wir hatten uns in vielem schon mit den „bestehenden Verhältnissen“ abgefunden. Diese Frage nach den letzten Motiven kann wohl niemand beantworten. Aber es bleiben einige Symbole, die offenbar für das Bewußtsein vieler Menschen starke

Hoffnungszeichen waren. Ich denke nur an die kleinen Kerzen mit ihrem Licht in den Fenstern der Häuser und während der großen Protestdemonstrationen des vergangenen Herbstes. Wer will dieses kleine Licht der Hoffnung identifizieren? Wenn es für den Christen am Ende auch nur einen Namen trägt, so hat es für die Menschen dieser vielschichtigen Geschichte gewiß viele Vornamen. Niemand kann darum auch allein den Sieg der Freiheit über die jahrzehntelang herrschenden Mächte politischen und gesellschaftlichen Unheils für sich in Anspruch nehmen. Dies wollen auch die Christen und Kirchen nicht. Sie standen lange Zeit mit Andersdenkenden in einer mehr oder minder ausdrücklichen Front leidvollen Widerstands. Der Einsatz der Kirchen, die in verschiedenen Ländern durch ihre Stellung die einzige einigermaßen noch sichere Schutzzone bilden konnten, hat gerade auf die Länge der ganzen Befreiungsgeschichte, im Blick auf ihre öffentliche Wirkung und auch hinsichtlich des Gelingens am Ende eine einzigartige Bedeutung. Hier müssen wir die Evangelische Kirche in der DDR ebenso nennen wie – über viele Jahre – die katholische Kirche Polens. Aber es gab auch in diesen vergangenen Jahrzehnten andere Formen des Widerstands, die jetzt nicht vergessen werden dürfen.

Die kleine katholische Kirche der DDR war auf ihre Weise nicht weniger mutig, wenn sie über vierzig Jahre auch nur den Anschein einer gemeinsamen Sache mit dem Staat vermeiden konnte. Gerade Laien hatten dabei mit ihren Familien oft für ihre Treue noch mehr einzustehen als Bischöfe, Priester und Ordensleute. Ich werde die Gespräche unterwegs von Dresden nach Erfurt mit dem Mann, dessen Kinder trotz guter Schulleistungen nicht zur Universität zugelassen worden sind, nicht vergessen, bloß weil der Vater Fahrer eines Bischofs war – und dies im Arbeiterparadies.

Niemand wird auch das Klima der Kirchen, die in der Tschechoslowakei lebten, vergessen können: Unterdrückung, Zensur und Überwachung schufen ein Gefängnis, in dem man bei Besuchen den Eindruck gewann, als ob einem die Luft zum Atmen fehlte. Aber auch in solchen Situationen haben viele Menschen des Glaubens nicht kapituliert. Ich denke nicht nur an die Mutter eines Theologiestudenten, die wegen des Berufes ihres Sohnes ihre Stelle als Realschullehrerin verlor und sich übrigens dieser Folgen mit ihrer Familie voll bewußt war, sondern auch an den Bischof, der gerade weil er ein guter Pfarrer war, ein jahrelanges Dienstverbot erhielt und als Fensterputzer sein Brot verdiente, und an den Theologieprofessor *Josef Zvěřina*, der nach seiner Absetzung jahrzehntelang im Untergrund Glaubensschulen vor allem für Laien organisierte. Nicht vergessen seien auch die im geheimen geweihten Priester und Bischöfe, ob sie nun jahrzehntelang im Verborgenen wirken konnten oder mit der Hinnahme übler Folgen entdeckt wurden. Jedenfalls ist es an der Zeit, dieses breite Spektrum der Formen des Widerstandes wahrzunehmen, denn diese jahrzehntelange Verweigerung jeglicher Kooperation war und bleibt eine entscheidende Voraussetzung für die Möglichkeit des ent-

schiedenen Bruchs mit einem gewalttätigen Regime. Daß es dabei auch eindrucksvolle Märtyrer gibt, wie den polnischen Geistlichen Popieluszko, sollten wir ebensowenig vergessen wie die Rolle des polnischen Papstes Johannes Paul II., einschließlich des Attentats auf dem Petersplatz gegen ihn.

Die Geschichte der Kirche dieser Jahrzehnte wird aber nicht nur eine Darstellung der Siege und vollbrachter Leiden im Sinne mutiger Glaubenszeugnisse sein, sondern auch eine Geschichte des Versagens und der Untreue. Wir sind immer schon – in dieser Zeit oft bis zur Unkenntlichkeit verborgen – eine Kirche der Heiligen und eine Kirche der Sünder. Gerade weil wir darum wissen, sollte die Kirche sich nicht scheuen, rechtzeitig kundigen und verlässlichen Historikern ihre Archive zu öffnen und Zeitzeugen zu befragen, solange sie noch unter uns sind.

II. Deutsche Einheit ohne falschen Nationalismus

Anfangs war von Wiedervereinigung nicht die Rede. Auf der Leipziger Montags-Demonstration am 27. November 1989 fordern mehrere Hunderttausend Menschen die Wiedervereinigung. Die Forderung „Deutschland, einig Vaterland“ aus der alten Becher-Nationalhymne, die seit langem nicht mehr gesungen werden durfte, wurde im November 1989 zunehmend erhoben. Zuerst war noch die Rede von „Vertragsgemeinschaft“ und „konföderativen Strukturen“. Aber in dem am 28. November vorgelegten Zehn-Punkte-Plan von Bundeskanzler *Helmut Kohl* zur weiteren Entwicklung der beiden deutschen Staaten heißt es: „Wie ein wiedervereinigtes Deutschland schließlich aussehen wird, das weiß heute niemand. Daß aber die Einheit kommen wird, wenn die Menschen in Deutschland sie wollen, dessen bin ich sicher.“ Der Ruf nach Einheit wird immer lauter und dringlicher. Gorbatschow bestätigt am 10. Februar das sowjetische „Ja“ zur deutschen Einheit. In einem fast atemberaubenden Marathon internationaler Konferenzen und Verträge erreichen vor allem Bundeskanzler *Helmut Kohl* und Außenminister *Hans-Dietrich Genscher*, daß die alliierten Schutzmächte und die Nachbarn Deutschlands einschließlich der europäischen Institutionen ihre Zustimmung zur deutschen Einheit geben. Es gehört zu den ungewöhnlichen Ereignissen des Jahres 1989/1990, daß ein Volk wieder zu seiner staatlichen Einheit findet ausschließlich mit friedlichen Mitteln und unter Zustimmung gerade auch der Nachbarn, die früher viel zu leiden hatten.

Nicht vieler Worte bedarf es, warum den Deutschen die Einheit nicht versagt werden konnte. Das Recht zur Selbstbestimmung kann den Deutschen nicht verweigert werden, wenn es zugleich überall in der Welt aktiv eingefordert wird. Schließlich hat man in vielen Staaten und bei den Nachbarn eingesehen, daß die Einheit eines friedlichen und in sich geordneten Deutschlands im eigenen Interesse liegt. Stabilität kann nicht auf Gewaltakte und künstlich hergestellte Identitäten gegründet werden. Ge-

rade die Völker, die früher selbst gespalten und geschunden worden sind, haben dies mehr und mehr eingesehen. Jede Rede von der Einheit der Nation im Zusammenhang mit der politischen Einheit setzt sich dem Verdacht aus, einem neuen Nationalismus irgendwie die Wege zu bereiten. Wir haben auch viele Gründe, um in dieser Sache gegenüber uns selbst äußerst wachsam zu sein. Dies gilt auch für die katholische Kirche, welche zwar durchaus in der Eigentümlichkeit des Nationalen einen Wert erblicken kann, nie jedoch das Eingebundensein in die Völkergemeinschaft und in eine Weltkirche vergaß. Wegen dieser notwendigen Relativierung des Nationalen haben die Katholiken in der Geschichte unseres Landes nicht selten den Vorwurf mangelnder Begeisterung für das Nationale hinnehmen müssen.

Ein ungesunder Nationalismus kann bereits dann beginnen, wenn die Liebe zum eigenen Vaterland und die Bereitschaft, ihm zur Verfügung zu stehen, als ein höchster Wert gilt. Schon Nation ist kein leicht bestimmbarer Begriff. Gemeinsame Abstammung, gemeinsame Kultur, gemeinsamer Wohnsitz, gemeinsame Sitten, gemeinsame soziale oder wirtschaftliche Einrichtungen, ein gemeinsamer Stolz auf Erfolge und gemeinsame Trauer über Mißerfolge gehören mit zu den Elementen, die zum Wert „Nation“ gehören. Nicht alle die genannten Elemente sind immer gegeben. Nicht selten entsteht auch das Bewußtsein einer Nation durch die gemeinsame Erfahrung einer geschichtlichen Selbstbehauptung gegenüber äußeren Bestreitungen, wie etwa die Geschichte der USA und der Schweiz aufzeigen. Die Sprache ist für uns heute gewiß ein hervorgehobenes Element. Sie kann eine wichtige Voraussetzung für eine Nation sein, dennoch ist die Sprache nicht unbedingt an die Ausbildung einer Nation gebunden. Die Grenze zum Nationalismus im negativen Sinne beginnt dort, wo ein Volk sich seiner Überlegenheit bewußt wird, diese Überlegenheit als Macht entfaltet und sie – in welchen Formen immer – aggressiv gegen diese Völker richtet.

Gewiß wird die heutige Frage nach der Nation ein anderes Profil haben als früher und nicht mehr unmittelbar an eine bisherige politische und historische Gestalt von Einheit anschließen können. Die Menschen im neuen Deutschland sind durch gemeinsame Sprache, gemeinsame Geschichte und durch das Bewußtsein, einer deutschen Nation anzugehören, geeint. Aber Nationen sind geschichtlich entstandene und bedingte Gebilde. Es gibt kein „natürliches“ Recht auf so etwas wie „Nation“. Für eine neue Gestalt der „Nation“ in Deutschland lassen sich jedoch durch die jüngst erlittene Geschichte der Trennung zusätzliche Gründe ausmachen, die man bei der Rede von einem neuen Deutschland nicht vergessen sollte:

1. Die Deutschen können aus ihrem weitgehend selber verschuldeten Geschick der Trennung nur gemeinsam herausfinden. Darum würde unsere eigene Identität beschädigt, wenn wir die Solidarität den Menschen im anderen Deutschland verweigern würden, die nun von dem Unrecht, das ihnen widerfahren ist, freikommen können.

Wir können unsere Freiheit nicht allein genießen und sie zugleich anderen verwehren, wenn wir mit in der Lage sind, sie mit ihnen zu erringen und zu bewahren.

2. Die Bundesrepublik Deutschland ist, wie das Grundgesetz zeigt, zunächst als Notbehelf entstanden. Manche haben den Vorbehalt, der darin zweifellos liegt, nie verwunden und – besonders in intellektuellen Kreisen – ein stets schwieriges Verhältnis zu diesem Staat gehabt. Gewiß hängt dies auch damit zusammen, daß die Bundesrepublik Deutschland unter dem Patronat und der bleibenden Souveränität der westlichen Alliierten entstand und bald danach ihre eigene Existenz mit der Trennung zusammenhing. Die Verfassung unseres Staates hat sich jedoch eindeutig bewährt. Dennoch wird man *Dolf Sternberger* recht geben, wenn er immer wieder den fehlenden „Verfassungspatriotismus“ beklagt und zugleich ange mahnt hat. Die Bundesrepublik Deutschland gewinnt also auch ihrerseits erst ihre volle und tiefere Legitimität, wenn es zu einer Einheit Deutschlands kommt, ohne daß dies eine Aufgabe der bisherigen Geschichte oder auch nur die geringste Verachtung ihrer Grundlagen zu heißen braucht. In diesem Sinne verhilft auch und gerade der Untergang der DDR uns zu unserer eigenen vollen Identität. Auch wir brauchen den anderen Teil Deutschlands, um uns selbst vollends zu finden. Schließlich heilt die Einheit Deutschlands uns selbst von der Deformation durch eine künstliche Grenze, die weithin unsere Lebensbedingungen bestimmt hat. Jetzt können wir auch wieder unbefangen, wenn auch nicht naiv, die Frage nach der Einheit der Nation stellen.

Es gibt auch gemeinsame Deformationen durch unsere Vergangenheit. In unterschiedlicher Weise haben wir in beiden deutschen Staaten nach den Greueln des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges neu begonnen. Man kann sich wirklich fragen, ob wir genügend uns unserer Vergangenheit gestellt haben, wobei dies für die Generationen jeweils etwas Eigenes bedeutet: Suche nach eigener Schuld, persönliche Verstrickung in die allgemeine Katastrophe, Versagen der Väter und Großväter, Auseinandersetzung mit einer Last, die einem ohne eigenes Dazutun von der Geschichte auferlegt wurde. Vielleicht werden wir jetzt, ohne falsch in der Vergangenheit herumzuwühlen, auf neue Weise fähig, Trauer und Scham zu empfinden über das, was angerichtet wurde, heute noch nachwirkt und uns – auch ohne die These einer Kollektivschuld – belastet. Daß hier die Weiterführung der Versöhnung mit unseren Nachbarvölkern, besonders mit Polen, und die jüdische Frage eine besondere Rolle spielen, soll nur vermerkt werden. Wir dürfen den langen Schatten in unserer Geschichte nicht ausweichen, wenn es zu einer geschichtlich bewährten Identität eines geeinten Deutschlands kommen soll.

3. Für viele Völker gehört die deutsche Kultur zum Charakteristikum unseres Landes. Dabei meinen wir nicht nur das Konzert- und Museumswesen, sondern die geschichtlichen Kräfte der Bildung und eine Geistesgegenwart, die sich den wahren Fragen von Welt und Zeit offen stellt und

eigenständig zu antworten versucht. Die Anlehnung der beiden deutschen Gesellschaften und Staaten an Ost und West hat zwar nicht die Bindung an diese gemeinsame Kultur aufgehoben, aber sie hat das Bewußtsein und die Ausprägung ihrer Einheit elementar gefährdet. So wird die Frage neu gestellt, ob das geeinte Deutschland im Horizont Europas und einer immer näher zusammenrückenden Welt aus der eigenen Mitte heraus eine neue Nähe zur gemeinsamen Kultur in Geschichte und Gegenwart gewinnt. Dies ist nicht so leicht zu beantworten. Unsere Gegenwart ist in vielem so geschichts- und erinnerungslos geworden, daß jedes Anknüpfen an die großen Zeiten deutscher Kultur nicht nur eine immense Übersetzungsaufgabe darstellt, sondern überhaupt vor das Problem eines Gelingens oder Mißlingens stellt. Dabei wird es nicht zuletzt darauf ankommen, ob wir ein lebendiges Verhältnis zum geschichtlichen und kulturellen Reichtum unserer Sprache wiedergewinnen.

Wir haben einen gewaltigen Sprachverlust erlitten, nicht zuletzt auch durch große Fehler in der Bildungspolitik vieler Länder. Man wird hier unbefangen fragen müssen, welcher Teil Deutschlands in der Substanz mehr gelitten hat und wie wir gemeinsam vieles wieder authentisch zurückgewinnen können. Gewiß spielt in diese Frage auch die Herausforderung herein, wie mit diesem Verlust an Wirklichkeit und Sprachkompetenz auch nicht nur das Wissen um die christlichen Gehalte unserer Kultur, sondern auch die Erfahrung des Christlichen zurückgewonnen werden kann. Daß es dabei nicht nur um Restauration und um die Wiederherstellung des „Klassischen“ gehen kann, sondern daß es auch um die Erneuerung und Vertiefung des gegenwärtigen Weltverhältnisses geht, ist selbstverständlich. Die rasche Eingliederung der Deutschen in den Ost-West-Konflikt hat auch hier erhebliche Wunden geschlagen. Schmerzliche Erinnerungsarbeit gibt es nicht nur im Blick auf die vergangene Geschichte unseres Jahrhunderts, die ein Stachel im Fleisch auch des neuen Deutschlands ist, sondern nicht minder im Blick auf eine gemeinsame Kultur, die von sehr vielen nicht mehr verstanden und darum auch kaum mehr angeeignet werden kann.

III. Die notwendige Einbindung in Europa

Wir müssen jedoch auch auf eine viel wichtigere Frage achten, nämlich die Einbettung der deutschen Frage und des einen Deutschlands in die gesamteuropäische Landschaft. Dies darf natürlich nicht dazu führen, den Umkreis dieses Problems auf die Europäische Gemeinschaft einzugrenzen. Wir sind erst recht heute, aber schon früher eine „verspätete Nation“, die besonders vielen Versuchen ausgesetzt war und bleibt. Die deutsche Kultur- und Sprachgemeinschaft kann z.B. nicht zur Identität eines Nationalstaates führen. Dies ist in den letzten zwei Jahrhunderten mehrfach mißlungen. Es gibt überhaupt keine ungebrochene Kontinuität der deutschen Nation

seit dem Mittelalter. Wer von der deutschen Geschichte reden will, muß auch in historischer Hinsicht immer wieder auf Europa blicken. Dabei haben die Deutschen immer wieder die Reichweite ihrer eigenen Geschichte verkleinert und in verschiedenen verhängnisvollen Verabsolutierungen auf das deutsche Volk allein einengen wollen. Wenn die Sprache dazu nicht taugte, so beschwor man nicht selten das Blut. Aber in Wahrheit war dies nur ein Beleg, daß der Zusammenhang und die Mitte der deutschen Geschichte fehlte. Wir haben uns lange Zeit mit dieser Frage und damit mit der Sorge um die eigene Identität wenig befaßt. Der innere Wohlstand und eine fast problemlose Einbettung in ein Bündnisssystem haben uns dies lange Zeit abgenommen. Aber spätestens nach 1968 wurde sichtbar, daß Identitätszweifel und Orientierungsverlust an der Gesellschaft inwendig herumragten. Olympische Goldmedaillen und wirtschaftliche Leistungsbilanzen allein trugen nicht mehr. Wer sind die Deutschen? Deutsche? Westdeutsche? Bundesrepublikaner? Osis und Wesis? Europäer? Nietzsche sagte einmal: „Die Deutschen sind von vorgestern und von übermorgen – sie haben noch kein Heute.“ (Jenseits von gut und böse. Zur Genealogie der Moral, Berlin 1968, 188) So gab es Verführungen für ein deutsches Sonderbewußtsein, für einen Sonderweg, für so etwas wie eine schicksalhafte Mission zwischen Ost und West.

Es gibt nur eine historische und eine politische Antwort, die sich heute glücklicherweise zusammensetzen scheinen. Die europäische Mitte war immer wieder zersplittert und hatte vielfältige, verwirrende und sich überlagernde Strukturen. Immer wieder mußte man sich neu um ein Gleichgewicht dieser Mächte und Kräfte mühen. Dies ist im Kern auch so geblieben. Nur wurde die Aufgabe einer zu erneuernden politischen Einheit dieses vielgestaltigen Europa durch die Teilung Europas in Ost und West verdeckt. Wir haben mit der Dauerhaftigkeit der Teilung des Kontinents gerechnet. Der Ernstfall einer europäischen Einigung aus Ost und West war lange Utopie, auch wenn viel davon gesprochen worden ist. Nun besteht die Möglichkeit, daß Europa wieder zu sich kommt und zu sich erwacht. Die Revolutionen in Mittel- und Osteuropa haben dazu beigetragen, daß in Europa die Geschichte nicht mehr stillsteht, sondern daß sie gleichsam wieder für alle erwacht ist. Nur darf man sich nicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich um eine äußerst komplexe und homogene Sache handelt. Die Bilder vom „gemeinsamen europäischen Haus“ oder von der „europäischen Familie“ täuschen über diese Schwierigkeiten hinweg. Nicht minder sind Worte wie „Mitteleuropa“ gefühlsbetont, aber letztlich nicht sehr konkret (vgl. dazu *H. Schulze, Die Wiederkehr Europas*, Berlin 1990). Es wird gut sein, wenn wir uns mit den Europa-Utopien und den Europa-Enttäuschungen intensiver befassen. An einem besteht jedoch historisch kein Zweifel: „Deutsche Politik und deutsche Kultur waren zu allen Zeiten abhängig von den Einflüssen europäischer Politik und europäischer Kulturen, Einflüsse, die von allen Seiten in die Mitte Europas hinein-

strömten, dort aufgenommen, zu eigenem verarbeitet und wieder ausgestrahlt wurden. Vielleicht liegt es an der traditionellen Beschränkung unseres Blicks auf Mitteleuropa allein, daß uns die Frage nach der deutschen Geschichte so schwierig scheint. Im europäischen Zusammenhang jedenfalls gewinnt die deutsche Geschichte, was ihr als Nationalgeschichte fehlt: Eigenart und Kontinuität.“ (*H. Schulze, Gibt es überhaupt eine deutsche Geschichte?*, Berlin 1989, 70) Von deutscher Geschichte und damit auch von deutscher Zukunft kann man deshalb auch nur ohne erneute Gefährdungen sprechen, wenn man auf Europa als Herkunft und als künftige Größe blickt.

Dabei wird man auch hier realistisch und nüchtern bleiben müssen. Die Geschichte Europas hat auch Rückseiten. Es ist eine Geschichte der unaufhörlichen Kriege, des Imperialismus, der Unterdrückung der übrigen Welt, des Ausblutens anderer im Dienste unserer Prosperität. Sind nicht viele Ideale und Träume der Freiheit Vorwand für Anarchie und Willkür gewesen? Die Demokratie ist nicht der europäische Regelfall. Sie kam nur auf Umwegen zu uns. So geht es mehr um unverrückbare Ideale, die dem Gedanken Europas Form und Zukunft geben. „Wenn wir also von Europa als von einer auf Geschichte und Kontinuität ruhenden Wirklichkeit reden, dann gibt es nur eine sinnvolle Bedeutung: die Einheit einer durch Vielheit gekennzeichneten Kultur, gewachsen aus griechischen, römischen, christlichen, humanistischen Wurzeln, gekrönt von den Ideen der Freiheit und Menschenwürde, die von den Institutionen der Demokratie geschützt werden.“ (*H. Schulze, Die Wiederkehr Europas*, 56) Unser europäisches Erbe ist widersprüchlich. Die Nachtseiten dürfen gegenüber den Vorzügen nicht verschwiegen werden.

Wir haben heute eine besonders große Chance. Die Zeit vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis heute ist die längste Friedenszeit, die Europa jemals erfahren hat. Die Zukunft Europas ist außerdem so offen wie schon lange nicht mehr. Schließlich kann die Sowjetunion mehr als je die Rolle eines Partners und Verbündeten in einem neuen Europa spielen. Die vielen Nationen dürfen jedoch nicht in den alten Fehler zurückfallen, nur ihre nationalen Eigeninteressen zu entfalten. Die Nation ist nicht der höchste Wert einer Gemeinschaft. Erst recht müssen die Länder Europas den Traum von einer Erfüllung der Einheit von Nation, Sprache und Staatsgebiet aufgeben. Eine solche Situation von der Offenheit, wie sie uns jetzt geschenkt ist, hat auch ihre Gefahren, die eine große Wachsamkeit erfordern: die großen Flügelmächte hielten uns in Schach; wenn sie sich jetzt zurückziehen, dürfen nicht die alten Bündnis-Konstellationen aus dem Abgrund der Geschichte auftauchen. Dabei wird eine Hauptfrage sein, ob wir trotz nationaler Grenzen in weiträumigeren Ordnungen leben können. Was bedeutet noch die deutsch-polnische Grenze, wenn Polen und Deutsche hüben wie drüben unter relativ ähnlichen Bedingungen leben und arbeiten können?

Der Nationalstaat ist nicht einfach überflüssig, aber er muß die kulturell und sprachlich jeweils eigenen Räume

eher verbinden als trennen. Deswegen müssen die Nationen nicht verschwinden, im Gegenteil: sie sind auch heute noch lebendige kulturelle und geistige Wesen, die ein Ausdruck des Reichtums Europas sind. Eine wahrhaft europäische Gemeinschaft kann nur dauerhaft sein, wenn sie mit den Nationen, ihrer langen Geschichte, ihren Sprachen, ihren Regionen, ihren Gemeinden rechnet. Europa gefährdet sich selbst, wenn es einem künstlichen, zentralistischen Verwaltungsstaat ähnlich wird, der mit allen heute möglichen Machtbefugnissen ausgestattet ist. Europa kann auf die Dauer nur ein verhältnismäßig lockeres Staatengebilde sein, das im Geist der Subsidiarität errichtet wird. Kein Europäer darf seine aus langen Überlieferungen gewachsene Heimat verlieren. Wenn das neue Europa die gewachsene Verschiedenheit einebnet und vieles – gerade im Bereich von Kultur und Bildung – derselben asphaltartigen Uniformität gleichmacht, dann wird es – wenigstens auf die Dauer – keine Zukunft haben. Dabei entsteht auch die Frage, ob die heutigen Europapläne der Brüsseler Kommission unter dieser Hinsicht auf dem richtigen Weg sind.

Die Einheit Deutschlands und Europas brauchen einander. Die Katastrophen des 20. Jahrhunderts dürfen sich nicht vergeblich ereignet haben. Der Schatten des deutschen Kolosses in der Mitte Europas ist lang. Noch nie waren die Deutschen so eng mit dem Westen und mit dem ganzen Europa verbunden wie heute. Die deutsche Einigung ist darum keine Gefahr für Europa, aber sie ist eine eminente Herausforderung: „In der nächsten Zukunft kommt alles darauf an, ob es den übrigen Staaten Europas gelingen wird, ein vereinigtes, wirtschaftlich starkes Deutschland einzubinden. Nur dann kann die Politik Europas europäische Innenpolitik werden, ohne Machtgefälle, ohne Vormachtstreben einzelner, ohne die Antagonismen der Nationalstaaten und ohne den alten Konflikt zwischen der Mitte Europas und der Peripherie: das wäre das Ende des europäischen Bürgerkriegs, die letzte Chance unseres alten Kontinents.“ (*H. Schulze, Die Wiederkehr Europas*, 71) Es gibt über die bisherigen Aufgaben hinaus neue Aufträge, die dabei in Richtung eines friedlich zusammenwachsenden Europa weisen. Dazu gehören vor allem die gemeinsamen Umweltprobleme und die gemeinsame Verantwortung für die Länder in der Dritten Welt.

Ich möchte darauf verzichten, die Bedeutung der Sorge für gemeinsame klimatische Lebensbedingungen ausführlicher zur Sprache zu bringen. Aber von der Verantwortung der reichen westlichen Industrienationen muß noch – wenigstens kurz – die Rede sein. Die Anwesenheit der kubanischen Bischöfe ist dafür ein erinnerndes, mahnendes und ermutigendes Symbol. Auch wenn in Mittel- und Osteuropa eine unermeßliche Aufbauarbeit zu leisten ist, die wir schon wegen der politischen Stabilität der Sowjetunion und der anderen bisherigen Ostblockländer nicht vernachlässigen dürfen, so ist die Verantwortung für Gerechtigkeit und Frieden in den Ländern der Dritten Welt um kein Haar geringer einzustufen. Es würde uns in der

einen Welt nichts nützen, wenn wir nur unsere Probleme lösen könnten. Aber so etwas ist beim intensiven Austausch zwischen den Regionen der Welt ohnehin nicht mehr möglich. Im Gegenteil: wenn das eine Deutschland und das neue Europa nun langsam Tritt fassen, dann müssen sie sich unverzüglich – nicht erst nach geleisteter Aufbauarbeit im eigenen Bereich – noch stärker den Nöten der übrigen Welt zuwenden. Es ist gerade die ureigene Aufgabe der Kirchen, besonders der weltweiten katholischen Kirche, auf diese unverzichtbare Solidarität hinzuweisen und sie einzufordern. Die Praxis dieser Solidarität ist auch ein vorzügliches Heilmittel gegen das Wiederaufleben neuer Nationalismen im alten Kontinent.

IV. Der missionarische Auftrag der Christen

Damit sind die Eckdaten zur Sprache gebracht, die wichtig sind zur näheren Situationsbestimmung der Kirche in unserem Land, in Europa und – als Glied der Universalkirche – in der Welt. Es ist einsichtig, daß in diesem Zusammenhang nur einige fundamentale Richtpunkte zur Sprache kommen können. Es geht dabei mehr um Rahmenbedingungen der kirchlichen Sendung als um die Formulierung der wichtigsten Aufgaben kirchlicher Tätigkeit.

Zuerst kommt es darauf an, daß wir den Kairos erfassen und die Stunde, die uns geschenkt ist, auskaufen. Dazu gehört vor allem, daß wir nüchtern die Chancen, aber auch die Gefährdungen unseres geschichtlichen Augenblicks möglichst vorurteilslos erkennen. Zu dieser Orientierung gehört auch, daß wir bei aller Wachsamkeit nicht von alten Leitbildern und falschen Ängsten beherrscht werden. Es wäre z. B. töricht, auf unüberlegte Aussagen einzugehen, Deutschland würde nun wieder nordischer, preußischer und protestantischer. Wenn wir das oben Gesagte zum jetzigen geschichtlichen Standort und zum heutigen Profil der Einheit ernst nehmen, zerfallen solche rückwärts gewandten und im übrigen auch geschichtlich fragwürdigen Prophetien von selbst. Wir Christen haben unter den veränderten Bedingungen im neuen Deutschland gemeinsam alle Hände voll zu tun, so daß wir uns nicht mit fragwürdigen und im Grunde überholten Proportbestimmungen der Konfessionen beschäftigen müssen. Aber wir müssen auch von den nostalgischen Träumen nach rückwärts loskommen. Wir müssen deutlich sagen, wo wir uns geirrt und Fehler gemacht haben. Aber Umkehr bedeutet Abkehr von falschen Wegen und nicht das ständige Wiederholen von Schuldbekennnissen, die leicht unverbindlich werden. Dabei werden wir auch grundlegende geistige Auseinandersetzungen nicht vermeiden dürfen, die im Augenblick eher noch verdeckt sind: die Sozialismus-Diskussion, Frage unseres Staatsverständnisses, die Mitverantwortung für die gesellschaftlichen Lebensbereiche, ganz zu schweigen von der Eigentumsfrage und der Aufarbeitung der Vergangenheit, einschließlich der Stasi-Akten.

Das vereinte Deutschland macht uns bewußt, wie viele Menschen unter uns sein werden, die nicht getauft sind und sich nicht Christen nennen. Auch ist bereits von „nennenswerten“ Kirchenaustritten in der DDR die Rede. Jedenfalls wird das ohnehin säkularistische Klima in unserem Land vielleicht noch schärfer. Das Bewußtsein vieler Menschen scheint hermetisch gegenüber jeder Transzendenz verschlossen zu sein. Die Sinnfrage ist äußerst schwer zu eröffnen und wachzuhalten. Wir haben ein fast paradoxes Phänomen: In der bisherigen DDR gibt es zwar eine hohe Wertschätzung der Institution Kirche nicht zuletzt wegen ihres Beitrags zum Befreiungsprozeß, Religiosität und Glaube als existentielle Phänomene spielen jedoch eine sehr geringe Rolle; in der Bundesrepublik Deutschland herrscht beinahe ein umgekehrter Trend: hier gibt es – auch im Sinne außerkirchlicher Religiosität – eine offene Suche nach Antworten aus dem Glauben, aber die Skepsis gegenüber der Kirche als Institution ist groß. Können wir fruchtbar voneinander lernen, wenn wir diese gegenläufigen Tendenzen gemeinsam zu bewältigen suchen?

Die Feststellung dieser Situation mahnt uns in anderer Richtung. Wenn die Kirche nun vor so vielen Menschen steht, die sie nicht kennen und ihr fremd gegenüberstehen, muß sie viel entschiedener als bisher alle Kraft ihrem missionarischen Auftrag zuwenden. Gewiß sind uns dabei die in unseren zahlreichen Institutionen gespeicherten und verfügbaren Erfahrungen und Vorschläge nützlich. Aber es wird sehr viel mehr darauf ankommen, daß die Kirche selbst in allen ihren Gliedern glaubwürdig von Mensch zu Mensch Zeugnis gibt. Wir werden in eine Zeit hineingehen, in der das Glaubenszeugnis der einzelnen und kleiner Gruppen eine entscheidende Bedeutung erhält. Vieles, was oft in unseren Kirchen vordringlich erscheint und große Prioritäten erkämpft hat, muß nüchtern daran gemessen werden, wie weit es der Stärkung des Zeugnisgebens dient. Gerade bei der Einstellung von Personal und Verteilung bzw. Schaffung neuer Stellen, soweit dies überhaupt geschehen kann, kommt es darauf an, daß dadurch der missionarische Auftrag der Kirche so gestärkt wird, daß möglichst viele Christen in ihrer Zeugnisfähigkeit besser ausgerüstet und bestärkt werden. Eine solche Orientierung wird unsere Apparate vor eine Bewährung stellen und sie auch herausfordern. Im übrigen nehmen wir damit nur Anregungen wieder auf, die uns Papst Johannes Paul II. beim Treffen mit den deutschen Bischöfen am 13./14. November 1989 zum Nachdenken anvertraut hat. Gerade hier erbitten wir die kritische Hilfe und Einrede unserer Brüder aus der bisherigen DDR, weil sie vermutlich in dieser Hinsicht über größere Erfahrungen verfügen.

Dieser missionarische Auftrag kann nur gelingen, wenn wir auch gegenüber neueren Entwicklungen sehr nüchtern bleiben. Dies gilt gerade auch für Europa. Es ist in dem früher Gesagten deutlich geworden, daß „Europa“ zwar von einem Ursprung und von seiner Geschichte her immer verbunden sein wird mit dem Geist des Christen-

tums und der von ihm inspirierten Kultur. Aber deswegen wird es keine „Rechristianisierung“ Europas in dem Sinne geben, als ob man je zu einem früheren Stadium oder einem Idealzustand zurückkehren könnte. Wir müssen die elementaren Herausforderungen des heutigen Europa annehmen und ihnen auf dem heutigen geschichtlichen Boden mit unseren Erfahrungen begegnen. Darum müssen wir uns viel radikaler auseinandersetzen mit dem weltanschaulichen und ethischen Pluralismus unserer Gesellschaft, mit den Postulaten der Aufklärung, ihrer Dialektik und ihrer Krise, mit den Wertwandlungen der letzten Jahrzehnte und der Rolle der öffentlichen Meinung in unserem Leben. Was wir in dieser Zeit erfahren haben, ist auch ein Signum der ganzen Neuzeit, daß sich nämlich die historischen Prozesse außerordentlich beschleunigen. Es ist also deshalb weniger notwendig als je, allen Wandlungen nachzulaufen, aber es ist auch weniger Zeit, auf die großen Fragen die richtigen Antworten zu finden.

Hinzu kommt die große Individualisierung und Pluralisierung der Werturteile und Glaubensüberzeugungen, Lebensformen und Weltbilder. So wird es immer schwieriger, über alle Religionen und Weltanschauungen hinweg gemeinsam verbindliche „Grundwerte“ sichtbar zu machen. Individualisierung und Rationalisierung haben eine fast unwiderstehliche Kraft stetigen Fortschreitens. Ihre Dynamik hat vieles gebracht, was nicht mehr wegzudenken ist: die Freiheit des Bekenntnisses, des privaten Eigentums, der kulturellen Differenzierung; zu ihnen gehören Fortschritt der Wissenschaft und Naturbeherrschung, Sieg über Krankheiten und soziale Sicherheit. Aber es läßt sich auch nicht die Kehrseite dieser Entwicklung leugnen: Impulse zur zunächst wirtschaftlich motivierten, aber doch allgemeinen Rücksichtslosigkeit; Mißachtung gesellschaftlicher und ethischer Normen, oft im Namen des persönlichen Gewissens; Rationalisierung und Verwissenschaftlichung kennen prinzipiell keine Grenzen. Wir müssen nüchtern und ohne Vorurteile Plus und Minus der modernen gesellschaftlichen Entwicklung kennen und verstehen, die Widersprüche und Nachtseiten ins Auge fassen. Immer wieder müssen die gesellschaftlichen Folgen des Fortschritts, der Individualisierung und der Rationalisierung erträglich gemacht werden. Die Geschichte der Moderne ist immer auch eine Geschichte des Scheiterns. Insofern ist sie in der Tat immer auch ein „unvollendetes Projekt“ (*J. Habermas*). Aber man darf diesen stetigen Ausgleich von Gelingen und Scheitern nicht einfach von außen als Zuschauer betrachten, sondern muß sich als Weggenosse und Begleiter in diesen Prozeß hineinbegeben, ohne sich von ihm verschlingen zu lassen. Weggemeinschaft gibt es nicht nur dem einzelnen gegenüber, sondern auch im Blick auf eine ganze Zeit und die geschichtliche Gegenwart. Historische Augenblicke, wie wir sie jetzt erleben dürfen, rufen uns dies in besonderer Weise in Erinnerung.

Wenn wir unseren Auftrag voll annehmen und uns ihm stellen, haben wir Grund zur Hoffnung gegen alle Hoffnungen. Immer wieder fragen sich nämlich nachdenkliche

Menschen, woher die Welt die Kraft nimmt für den notwendigen Wandel. Dabei ist man sich auch einig, daß man die geistige und ethische Potenz dafür nicht einfach aus der gegenwärtigen Bewußtseinslage ableiten kann. Ich schließe mit der Antwort eines Physikers und Philosophen unserer Tage, *Carl Friedrich von Weizsäcker*: „Welcher Bewußtseinswandel wäre nötig? – Ich weiß nur eine Antwort: Wahrnehmung der Vernunft bedarf eines tragenden Affektes, um zum entschlossenen Handeln zu führen. Für die Aufgaben der menschlichen Gemeinschaft weiß ich nur einen hinreichenden Namen für diesen Affekt, den alten Namen der Nächstenliebe. – Als Zuschauer von außen, freilich als tief engagierter Zuschauer habe ich mich gefragt: Wie war es möglich, daß diese Revolution der Freiheit gewaltlos siegen konnte? ... Viele

Faktoren haben zusammengewirkt, viel Entschlossenheit, viel guter Wille. Aber zwei Faktoren haben sich unserem Blick als die stärksten aufgedrängt: die kluge Duldung aus Moskau und der unermüdliche, durchdachte Einsatz der Evangelischen Kirche. Analog in Polen, durch viele Jahre, der Einsatz der katholischen Kirche. – Diese Rolle der Kirche war kein Zufall. Wenn Kirche erkennt, was ihr Herr Jesus Christus von ihr gewollt hat, dann kann ihr die Kraft zuwachsen, so zu handeln. „Liebet eure Feinde, tut wohl denen, die euch hassen!“ Wer das ernst nimmt, der ist auf dem Wege des notwendigen Bewußtseinswandels. – Ist dieser Bewußtseinswandel in Gang – oder wird er erst durch die Folgen unseres Versagens erzwungen werden?“ (Bedingungen der Freiheit, München 1990, 105 f.)

„Wir sehnen uns nach einer engeren Zusammenarbeit“

Der Antwortbrief der ČSFR-Bischöfe an die Deutsche und Berliner Bischofskonferenz

In einem am 20. September veröffentlichten Brief haben die Bischöfe der Tschechoslowakei auf die „Erklärung zur Versöhnung mit dem tschechischen Volk“ der deutschen Bischöfe vom Februar dieses Jahres (vgl. HK, April 1990, 178 ff.) geantwortet. Der Brief der ČSFR-Bischöfe bekennt eine Mitschuld der Gläubigen und Repräsentanten der Kirche an der Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei nach dem Zweiten Weltkrieg und dankt der Kirche in der Bundesrepublik und der bisherigen DDR für ihre wertvolle Hilfe für die verfolgte Kirche in der Tschechoslowakei. Wir dokumentieren den Brief im Wortlaut; die Zwischenüberschriften sind von der Redaktion.

Geliebte Mitbrüder im bischöflichen Dienst!

Mit Freude haben wir Ihren Brief zur Versöhnung von Deutschen und Tschechen erhalten, den sie anlässlich Ihrer ersten gemeinsamen Konferenz aller deutschen Bischöfe in Augsburg am 8. März 1990 erarbeitet haben. Er war damals an Kardinal Tomášek, den Erzbischof von Prag, als den Repräsentanten der katholischen Kirche bei uns in dieser Zeit gerichtet. Für Ihre Botschaft hat er Ihnen mit seinem Brief gedankt.

Wir tschechischen und slowakischen Bischöfe fühlen, daß Ihr Brief auch uns gilt, der gesamten Gemeinschaft der Bischöfe beider Nationen. Darum wenden wir uns jetzt nach der Bildung der Bischofskonferenz in der Tschechischen und Slowakischen Föderalen Republik an Sie als Repräsentanten des gläubigen Volkes mit unserer gemeinsamen Antwort. Nur der riesige Ansturm unerwarteter Ereignisse hat uns daran gehindert, dies nicht schon früher getan zu haben.

Gott möge diese bedeutenden Schritte segnen, die von beiden Seiten getan wurden. Sie mögen Beispiel und Weg sein auch für die anderen, damit wir nach Beseitigung aller Steine des Hasses, Ärgers und der Lieblosigkeit, die auf dem Weg in die Zukunft Hindernisse bilden, gemeinsam am Schaffen eines erneuerten Europas in seinem Geiste arbeiten können.

„Wir wurden als Christen mitschuldig“

I. Die Ereignisse der letzten Zeit haben uns alle mit neuer Hoffnung erfüllt und im Glauben gestärkt, in der wirksamen Gegenwart Gottes in der Geschichte der Menschheit. In eigener Erfahrung haben wir deutlich erkannt, daß der Mensch nicht dauernd mit der Lüge leben und sich mit Haß nähren kann.

Die Erfahrungen der Vergangenheit – sei es mit dem Nationalsozialismus oder dem Kommunismus – zeigen uns deutlich, wohin der Weg in die Zukunft nicht führt. Wir haben erlebt, daß das Herz des Menschen für das Gute geschaffen ist, für die göttlichen Werte, welche die feste und unersetzbare Lebensgrundlage des einzelnen und die Beziehungen zwischen Menschen und Völkern bilden. Nur diese Werte und Wahrheiten können den Ausgangspunkt für die Beseitigung der Hindernisse bilden, die durch unsere und Ihre Vergangenheit, beeinflusst von falschen und unwahren Ideologien, geführt von Haß verschiedener Färbungen, auf dem Wege zu gemeinsamer Zusammenarbeit und Zusammenleben angehäuft waren und so den Weg zu einer besseren gemeinsamen Zukunft